

im Dezember 1924, dass ihm ein Kongregationspräses im Sommer erzählt habe, er habe „bei einer Zurechtweisung wegen gemischten Nacktbadens“ die Antwort erhalten: „Wir finden nichts dabei, und wir gucken einander nichts ab“. Das war Jugend aus der Marianischen Kongregation“ (609)! Die Bischöfe wiederum zeigten sich alarmiert wegen der „Bestrebungen einzelner radikaler Frauenkreise“, die 1922 schon die berechtigte Forderung nach dem „Priestertum der Frau“ stellten, was damals allerdings noch als „mit dogmatischen Bestimmungen der Kirche in Widerspruch“ stehend beurteilt wurde (446). Für Konvertiten richteten die Bischöfe eine Stellenvermittlung und einen Unterstützungsfonds ein. Vom ersten Dokument 1918 bis zum vorletzten Dokument 1933 bildete der „Bolschewismus“ den Feind schlechthin für die katholische Kirche. Für die Rückkehr der russisch-orthodoxen Gläubigen zum „wahren Glauben“ gründete Pius XI. das Päpstliche Orientalische Institut in Rom, worüber Nuntius E. Pacelli den Episkopat mit dem Vermerk „Nicht für die Öffentlichkeit!“ (564) informierte. „Es ist leider zu befürchten, daß die Protestanten, die schon so vieles vorbereitet haben, den Katholiken zuvorkommen“ (565). Im Oktober 1942 wird Pacelli als Pius XII. öffentlich mit seiner vom „Geheimnis von Fatima“ inspirierten „Weltweihe an das unbefleckte Herz Mariens“ nicht nur den Kampf mit den Waffen gegen den „Bolschewismus“ legitimieren, sondern auch die Hoffnung auf Rückkehr der russisch-orthodoxen Kirche zum „wahren Hirten“. Die Diskurse der Zwischenkriegszeit erfuhren somit ihre Fortführung während des Zweiten Weltkriegs. Dass sich dies nun wesentlich leichter und „lückenlos“ verfolgen läßt, sogar über den langen Zeitraum von 1871 bis 1945 anhand der Bischofsakten, dürfte für die Forschung von größtem Interesse sein.

Allerdings scheint das Bestreben, die Aktenbände der Weimarer Zeit nun rasch abzuschließen, dazu geführt zu haben, die Recherche nach weiteren Dokumenten, die Verifikation von Personen sowie die Erstellung eines zuverlässigen Registers schlichtweg abgebrochen zu haben. So ist es nicht verständlich, warum ausgerechnet Erich Koch[-Weser] ohne Biogramm und unvollständig im Register auftaucht. Dass man für die Verifizierung von „P. Sonnenschein“ aus dem Dokumentenkontext schließend die Recherche im Vereinskatholizismus aufnehmen muß, sollte auch nicht davon abhalten, P. Josef Sonnenschein CSSp als Geschäftsführer des Reichsverbands für die Katholischen Auslandsdeutschen (RKA) zu finden, zumal der RKA-Nachlaß Büttner in der Kommission für Zeitgeschichte

lagert. Überhaupt macht sich das Problem eines bis dato fehlenden Lexikons der katholischen Vereine und Verbände im 19. und 20. Jahrhundert bemerkbar, in welchem die Vereinsgründungsdaten, die Namen des Leitungspersonals und der Mitglieder resp. Mitgliedsorganisationen, die Publikationsorgane und der Nachweis einer Archivüberlieferung und entsprechender Quelleneditionen oder Sekundärliteratur aufgeführt sein sollten. So ist die 1898 gegründete Superiorenkonferenz als Pendant zur Bischofskonferenz nicht einmal im Register verzeichnet (anders als bei Ludwig Volk noch). Bei anderen Schlagworten sind schlicht zu geringe Einträge im Register (so beim häufigeren „Juden“, „jüdisch“), andere wichtige Schlagworte fehlen ganz. Zwar ist „Nächstenliebe“ aufgeführt, aber die explizit von den Bischöfen in der Zwischenkriegszeit eingeforderte „Feindesliebe“ fehlt (529 u. ö.), ebenso die selbstkritisch konstatierte „Schuld“ des Volkes (530) oder der Aufruf zum „Kreuzzug des Gebetes“ (532). Doch da wird der altersweise Emeritus H. sicher sagen: umso besser, denn wissen die jungen Forscherinnen und Forscher, dass sie die Bände ganz studieren müssen! Dem wäre auch von der Rezension nicht wirklich etwas zu entgegenen.

München

Antonia Leugers

*Kaiser, Jochen-Christoph: Evangelische Kirche und sozialer Staat. Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert, hrg. von Volker Herrmann, Stuttgart, W. Kohlhammer Verlag 2008, 304 S., Paperback, 978-3-17-020163-7.*

Zum 60. Geburtstag des Kirchen- und Diakoniegeschichtlers Kaiser wurden von Schülern zwei Sammelbände mit weitgehend publizierten Studien herausgegeben, einer zum Politischen Protestantismus im 19. und 20. Jahrhundert (hrsg. v. R.-U. Kunze/R. Löffler) und der hier zu besprechende diakoniegeschichtliche Band. Letzterer ist besonders wertvoll, zum einen weil so erstmalig die einschlägigen Arbeiten des Verfassers seit dessen grundlegender Habilitationsschrift (Münster 1980) über den sozialen Protestantismus im 20. Jahrhundert im Zusammenhang der gesamten neueren Diakoniegeschichte erscheinen, zum zweiten weil damit die diakoniegeschichtliche Forschung, die seit dem Tod Martin Gerhards (1952) nur noch sporadisch in Erscheinung getreten ist (vgl. den instruktiven Forschungsüberblick des Herausgebers, S. 11–15), endlich durch das Werk ihres profiliertesten Vertreters in ihrer Vielfalt und methodologischen Konsistenz zugänglich wird.

Die Sammlung ist in fünf Epochen gegliedert: sozialer Protestantismus im 19. Jahrhundert, Innere Mission und freie Wohlfahrtspflege, Herausforderungen durch den Nationalsozialismus, Diakonie und Gesellschaft in West und Ost nach 1945 sowie ein Schlussteil „Bilanz und Ausblick“, der die religiösen Komponenten der sozialen Arbeit reflektiert und kurz resümiert, was aus der Geschichte zu lernen ist. Diese Untertitel deuten schon an, welche neuen Dimensionen die kirchengeschichtliche Forschung durch den Blick auf die Diakonie gewinnt. Der sonst vorrangige Bezug auf die politische (Zeit-)Geschichte wird sozial- und gesellschaftsgeschichtlich erweitert und bis in das alltägliche soziale Handeln mit den hier agierenden Menschen differenziert. Die sozialgeschichtliche Perspektive bleibt nicht abstrakt, sondern führt zu konkreten Erkenntnissen, weshalb das Buch fast durchweg eine spannende Lektüre ist.

Methodisch verbindet J. Chr. Kaiser einen kritischen Realismus mit einem gemäßigten Konstruktivismus. Eine Miszelle aus den Steinataler Heften der dortigen Melanchthonschule zum Thema „Aus der Geschichte lernen...?“ lässt dies erkennen. Kaiser weist dort auf die pädagogisch-moralische Zielsetzung voraufklärerischer Geschichtsschreibung sowie auf die faktenorientierte Wahrheitsuche der modernen historisch-kritischen Forschung hin und reflektiert dann auf die Abhängigkeit jeder Geschichtsschreibung von aktuellen Fragestellungen und persönlichen Wertungen. Daher strebt er nicht Faktenerkenntnis, sondern „Annäherungen an die geschichtliche Wahrheit“ (287) an. Solche lassen sich aber nur erreichen, wenn die jeweiligen epochenspezifischen Denkvorsetzungen hermeneutisch zusammen mit den Ereignissen entschlüsselt werden. Ein derartiges Vorgehen ermöglicht es auch, der Geschichte noch den pädagogischen Sinn zuzuerkennen, die eigenen Voraussetzungen als historisch geworden zu verstehen und damit gegebene Spielräume zu erkennen.

Die Aufsätze des Bandes spiegeln die Forschungsmethodik. Durch Detailarbeit mit allen erreichbaren Quellen werden die Ereignisse so genau wie möglich und im Zusammenhang ihrer institutions- und mentalitätsgeschichtlichen Kontexte erläutert: Beispielhaft sind hierfür die Aufsätze über die „Volksmission als gesellschaftliche Sinnstiftung“ (31–43), „Distanz zum Unrecht: Zum Spannungsverhältnis zwischen individuellen und biographischen Bindungen an Teilmilieus für das Widerstehen“ (216–231), „Eugen Gerstenmaier in Kirche und Gesellschaft nach 1945“ (242–256) und der schon erwähnte Aufsatz über die Bedeutung des religiösen Faktors für die Soziale Arbeit (276–286).

Für die von Kaiser meisterhaft gehandhabte Verbindung von Ereignis- bzw. Faktenorientierung und Perspektivität ist der Aufsatz „Der staatliche Zugriff auf die Diakonie in der DDR 1952/53“ (257–275) beispielhaft, im Übrigen eines der ersten Beispiele seriöser Forschung zur Diakonieggeschichte der DDR. Es geht hier um die Versuche der Staatsmacht bzw. SED, drei größere Einrichtungen der Jugend- und Behindertenhilfe – Magdeburg-Cracau, Neinstedt und Lobetal – durch Repressalien zur Aufgabe zu zwingen. Kaiser beschreibt die einzelnen Akte eindeutig aus der Perspektive der bedrohten Einrichtungen als Übergriffe – in Analogie zu früheren Erfahrungen mit dem NS-Regime. Dabei kann er ein strategisches Schema herausarbeiten, nach dem die DDR-Behörden dabei vorgehen. Sachlich beschreibt er die damals noch leitende Vorstellung, „der Sozialismus könne nach der inzwischen erfolgten Konsolidierung der Macht nun ohne fortschrittliche bürgerliche Kräfte auskommen“ (274). Gleichzeitig ist durchweg deutlich, für wen sein Herz schlägt. Die geglättete Verbindung von Engagement, Sachlichkeit und reflektierter Perspektivität macht nicht nur diesen Aufsatz, sondern den ganzen Band zu einer lohnenswerten Lektüre.

Heidelberg

Heinz Schmidt

Reller, Jobst: *Heidepastor Ludwig Harms. Gründer der Hermannsburger Mission*, Holzgerlingen (Hänsler Verlag), 2008, 251 S., 978-3-7751-4943-3.

Das Jahr 2008 brachte gleich drei Zweihundert-Jubiläen von einflussreichen deutschen Kirchenmännern des 19. Jahrhunderts: Johann Hinrich Wichern, Wilhelm Löhe und Ludwig (Louis) Harms. Alle drei wurden 1808 geboren. Der erste ist deutschlandweit bekannt, der zweite eher in Süddeutschland, der dritte eher in Norddeutschland erinnert. Jeder von ihnen wurde 2008 mit einer wissenschaftlichen Konferenz oder einem Symposium am Hauptort seines Wirkens geehrt, Wichern in Hamburg am 21. Juni, Löhe in Neuendettelsau am 20.–24. Februar und Harms in Hermannsburg am 25. und 26. April 2008. Während aber für Wichern und Löhe gediegene ausführliche Biografien vorliegen, fehlt für Harms eine umfassende Darstellung und kritische Würdigung noch immer.

Jedoch ist im Gedenkjahr ein ansehnlicher Baustein dafür geliefert worden, Jobst Reller, Dozent für Kirchengeschichte in Hermannsburg, hat immerhin die prägende erste Phase des Lebens von Harms bis zu dessen fester Anstellung als Pastor der Gemeinde von Hermannsburg, von 1808 bis 1849, rechtzeitig